

„Auf Amerikas Wirtschaft kommen harte Zeiten zu“

Der US-Ökonom Edmund Phelps über den Wirtschaftsnobelpreis, den schwachen Dollar und notwendige Reformen

Das Komitee in Stockholm benennt zum Wochenbeginn den neuen Gewinner des Nobelpreises für Wirtschaftswissenschaften. Wie stets wird im Vorfeld viel über aussichtsreiche Kandidaten spekuliert. 2006 hatte der amerikanische Ökonom Edmund Phelps den begehrten Preis verliehen bekommen. Phelps galt schon seit Jahren als Favorit. Bekannt wurde der 74-Jährige vor allem für seine These, dass Erwartungen im Wirtschaftsgeschehen eine große Rolle spielen. Mit ihm sprach Viktoria Unterreiner

DIE WELT: Am Montag wird der neue Gewinner des Wirtschaftsnobelpreises bekannt gegeben. Auf wen setzen Sie?

Edmund Phelps: Ich habe niemanden Bestimmtes im Sinn. An wen der Preis geht, hängt stark von dem jeweiligen Forschungsgebiet ab. Auch das Alter des Wissenschaftlers und der Zeitpunkt, zu dem er seine wichtigsten Forschungsbeiträge veröffentlicht hat, spielen eine Rolle. Ich könnte mir vorstellen, dass es dieses Mal jemand aus der Finanzwissenschaft oder Ökonometrie sein könnte. Aber ganz sicher kann man sich da nie sein. Beim Nobelpreis ist ein gewisser Zufall immer mit im Spiel.

WELT: Gibt es auch einen Deutschen im engeren Favoritenkreis?

Phelps (lacht): Langfristig wird der Tag sicher kommen. Dieses Mal wäre ich mir da allerdings noch nicht so sicher.

WELT: Der Ökonomie wird gerne vorgeworfen, dass sie gar keine richtige Wissenschaft wie etwa die Chemie oder die Physik sei.

Phelps: Das stimmt.

WELT: Tatsächlich?

Phelps: Ja, die Wirtschaftswissenschaften sind in der Tat nicht mit der Chemie oder der Physik zu vergleichen. Sie sind nämlich viel schwieriger. Das ist doch eine ehrliche Antwort (lacht).

WELT: Sie geben Ländern wie Deutschland, Frankreich und Italien seit Jahren schlechte Noten für ihre Wettbewerbsfähigkeit. Nun scheinen aber eher die USA wirtschaftliche Probleme zu bekommen. Haben Sie Europa unterschätzt?

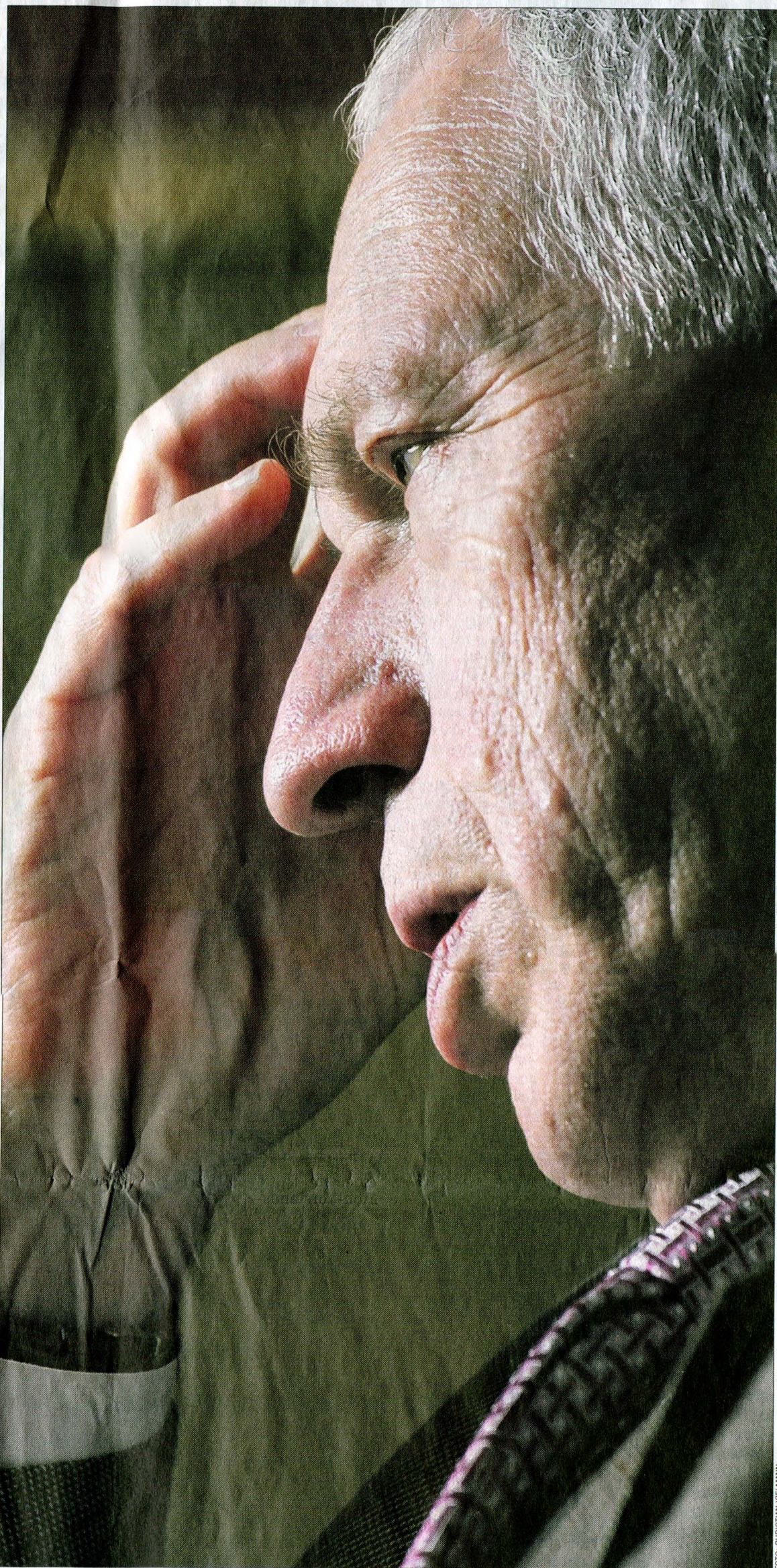
Phelps: Das Blatt hat sich in der Tat etwas gewendet. Auf die amerikanische Wirtschaft kommen harte Zeiten zu. Die Europäer haben dagegen in den vergangenen Jahren stark aufgeholt. Vor allem Deutschland hat sich verbessert. Ich war sogar überrascht, dass sich der wirtschaftliche Aufschwung hier erst seit Kurzem bemerkbar macht. Damit hätte ich schon etwas früher gerechnet.

WELT: Wie stark wird der schwache Dollar den deutschen Exporteuren und damit dem Aufschwung hierzulande zusetzen?

Phelps: Wenn überhaupt, dann dürfte der schwache Dollar vor allem für Amerika selbst ein Problem werden. Da er die Produkte aus Europa künstlich verteuert, können sich die amerikanischen Firmen unter diesem Deckmantel ungerechtfertigte Preissteigerungen erlauben. Das wiederum heizt die Inflationsgefahr an, worauf die Zentralbank mit steigenden Zinsen reagieren muss. Wenn das passiert, wäre das schlecht für die amerikanische Wirtschaft.

WELT: Und damit auch für die Weltwirtschaft insgesamt?

Phelps: Nein, die Chancen sind nicht schlecht, dass die Weltwirtschaft weiter kräftig wachsen wird. Vieles hängt natürlich davon ab, wie sich die Immobilienkrise in den USA weiterentwickeln wird. Das ist ein großes Risiko, das ich



Der Nobelpreisträger Edmund Phelps hielt in Berlin die Ludwig-Erhard-Rede der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft

Die strengste Kritikerin ist seine Frau

Edmund Phelps hat im vergangenen Jahr den Wirtschaftsnobelpreis erhalten. Für ihn war es eine besondere Ehre, dass er die begehrte Auszeichnung als erster Ökonom seit 1999 alleine erhalten hat und sie nicht mit einem Kollegen teilen muss. Der 74-Jährige hat den Beweis erbracht, dass sich eine niedrige Arbeitslosigkeit nicht durch eine Politik des leichten Geldes erkaufen lässt. Bis in die 70er Jahre ging die Ökonomie davon aus, dass sich Vollbeschäftigung und ein stabiles Preisniveau gegenseitig ausschließen. Phelps wies nach, dass

dieser Zusammenhang allenfalls kurzfristig gilt. Denn die Inflation eines Landes hängt weniger von der Arbeitslosigkeit ab, als vielmehr von den Erwartungen der Menschen über die künftige Inflationsrate. Geboren wurde Edmund Phelps 1933 im US-Bundesstaat Illinois. Sein Vater war Werbefachmann und die Mutter Ernährungswissenschaftlerin. Als sein Vater arbeitslos wurde, konnte sich die Familie zeitweise nur mit Hilfe von Phelps' Großeltern finanziell über Wasser halten. Edmund Phelps studierte an der Universität Yale, wo er 1959

auch in Volkswirtschaft promovierte. Seit 1971 forscht und lehrt Phelps an der Columbia Universität in New York.

Er ist verheiratet und hat eine Stieftochter. Seine Frau Viviana ist gebürtige Argentinierin. Sie begleitet ihn häufig auf seinen Reisen und ist auch bei Interviews dabei. So auch während des Gesprächs mit der WELT. Dabei bleibt sie zwar stets im Hintergrund, sagt ihrem Mann danach aber immer, was sie gut oder schlecht gefunden hat. Schließlich sei sie seine ehrlichste und strengste Kritikerin, sagte sie der WELT. *viu*

mit Sorge verfolge. Dennoch rechne ich nicht damit, dass die Wirtschaft in den USA einbricht. Sie wird vielleicht etwas langsamer wachsen. Aber das wird die Weltkonjunktur nicht stark bremsen.

WELT: Wie müssen sich die Länder aufstellen, wenn sie zu den Gewinnern einer immer enger zusammenwachsenden Weltwirtschaft gehören wollen?

Phelps: Sie müssen ein Umfeld schaffen, in dem die Menschen ihre unternehmerischen Ideen frei umsetzen können. Sie müssen die Kreativität und den Innovationsgeist fördern. Und für freien Wettbewerb sorgen. Das sind die ganz grundlegenden Voraussetzungen.

WELT: Gilt die Devise: je kapitalistischer, desto besser?

Phelps: Kapitalismus bedeutet ja nicht automatisch, dass es kein soziales Sicherungssystem gibt. Wichtig ist eine freie Marktwirtschaft, in der sich die Leute auch entfalten können.

WELT: Vor einem Jahr haben Sie in einem Interview mit der WELT die soziale Marktwirtschaft in Deutschland noch als eine der schlechtesten Ideen des 20. Jahrhunderts bezeichnet. Fällt Ihr Urteil mittlerweile etwas milder aus?

Phelps: Die soziale Marktwirtschaft ist bis zu einem gewissen Grad in der Lage, wirtschaftliche Härten abzufedern. So gibt sie den Leuten Sicherheit, bestimmte Risiken einzugehen, weil sie wissen, dass sie im schlimmsten Falle von einem sozialen Netz aufgefangen werden. Das hat ab den 50er-Jahren in Deutschland für hohe Investitionen gesorgt und die Entwicklung neuer Produkte und Technologien beflügelt. Allerdings wäre es auch schwer gewesen, sich ein noch so schlechtes Wirtschaftssystem auszudenken, unter dem es Deutschland in der Zeit nicht geschafft hätte, wirtschaftlich aufzuholen.

WELT: Wie kommen Sie darauf?

Phelps: Die Bewährungsprobe für die soziale Marktwirtschaft kam Mitte der 70er-Jahre, als Deutschland wirtschaftlich den Anschluss bereits geschafft hatte. Da zeigten sich die Schwächen des Systems. Die Leute sind darin nicht genügend gezwungen, sich selbst anzustrengen, weil sie sich immer auf die Hilfe der Gesellschaft verlassen können.

WELT: Was müsste Deutschland also heute am dringendsten ändern?

Phelps: Der Finanzsektor müsste sich besser aufstellen. In Deutschland bekommen noch immer die Kunden am leichtesten einen Kredit, die der Bank schon seit Langem bekannt sind. Junge Leute, die mit einer Geschäftsidee kommen, haben es dagegen unverhältnismäßig schwerer, das notwendige Geld für die Umsetzung zusammenzubekommen. Das ist in den USA besser. Zudem stört ausländische Investoren, dass es in Deutschland zu viele Anteilseigner gibt, die bei unternehmerischen Entscheidungen mitzureden haben. Gewerkschaften und Belegschaften können es Arbeitgebern schwer machen, ihre Ideen zu verwirklichen.

WELT: Was würden Sie der Politik raten?

Phelps: Es gibt kein Allheilmittel. Man kann nicht sagen, dass alles besser wird, wenn man diese oder jene Maßnahme ergreift. Ganz allgemein soll die Wirtschaftspolitik für Rahmenbedingungen sorgen, in denen sich Unternehmerteil und Kreativität frei entfalten können. So entstehen Innovationen und in Folge auch Investitionen und Arbeitsplätze für die Bevölkerung. Das ist die Grundlage für künftigen Wohlstand.